Zeitschrift: Protar

Herausgeber: Schweizerische Luftschutz-Offiziersgesellschaft; Schweizerische Gesellschaft der Offiziere des Territorialdienstes

Band: 31 (1965)

Heft: 9-10

Artikel: Das erste Gefecht

Autor: Rudloff, Leon

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-364184

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 24.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Richtungen hin über erhebliche Distanzen verlagern können und wie sehr Angreifer und Verteidiger im Kampf die Ueberraschung anstreben.

Wohin soll also die ihre Heimstätten verlassende Zivilbevölkerung geführt werden?

Kein Mensch dürfte so naiv sein, anzunehmen, dass sie «hinter einem schützenden Hügel», im Nachbardorf oder gar im Wald bessere Ueberlebenschancen hätte als daheim. In der benachbarten Agglomeration stünden ihr keine aufnahmefähigen Schutzräume zur Verfügung. Ausserhalb von Ortschaften wäre sie den jederzeit auch dort möglichen militärischen Aktionen schutzlos preisgegeben, der Witterungsunbill ausgeliefert und von allen Möglichkeiten einer geregelten Versorgung entblösst.

Es liegt daher angesichts der überragenden Bedeutung der Schutzräume nahe, dass

1. eine örtliche Verlegung nur dann zu einer tatsächlichen Verbesserung der Ueberlebenschancen führen kann, wenn in den Aufnahmegebieten für die neu eintreffenden Personen von langer Hand zusätzlicher Schutzraum vorbereitet worden ist. Dies ist heute und in absehbarer Zukunft nirgends der Fall. Die föderalistische Struktur unserer staatlichen Gemeinschaft mit der ausgeprägten Autonomie der Gemeinden und Kantone dürfte für ein derartiges Schutzraumprogramm kaum einfach zu lösende Probleme stellen.

2. würde ein Ausweichen im Sinn des heute geltenden Begriffes für die davon erfasste Zivilbevölkerung nicht eine Verringerung, sondern nahezu mit Sicherheit eine Vermehrung der Gefährdung bedeuten.

IV

Die zu ziehende Schlussfolgerung ist einfach. Die in ihren Heimstätten durch militärische Aktionen im weitesten Sinne bedrohte Zivilbevölkerung darf sich heute und in absehbarer Zukunft der möglichen Gefahr nicht mehr durch Bewegungen in der Horizontalen zu entziehen versuchen. Der Schutz muss in der Vertikalen gesucht werden und führt unter die Erdoberfläche. Der Weg in den Schutzraum ist der kürzeste, damit schnellste, organisatorisch einfachste, und er führt in die unter diesen Umständen grösstmögliche Sicherheit.

Jede andere Massnahme scheint mir zum Gegenteil von dem zu führen, was wir tatsächlich erreichen wollen: das Blutopfer der Zivilbevölkerung in einem Krieg in der Schweiz so klein wie nur möglich zu halten.

Le déplacement local et la mise en sécurité de la population civile *par le colonel EM F. Glaus*

Les troupes du service territorial sont également obligées d'aider les autorités locales dans le déplacement et la mise en sécurité de toute ou parties de la population. Mais où faut-il mettre ces personnes qui doivent quitter leurs foyer familial? Actuellement, et dans un proche avenir, les civils ne pourront plus se protéger du danger par un déplacement sur le plan horizontal. Il faut chercher cette protection sur le plan vertical, c'est-à-dire sous terre. *Le chemin vers l'abri est le plus court, le plus vite à faire, facile à organiser, assurant la meilleur protection dans la mesure du possible. Toutes les autres mesures nous éloignent du but qui consiste à réduire au strict minimum le nombre des victimes civiles en temps de guerre.*

Das erste Gefecht

Von Leon Rudloff

Wir entnehmen diese psychologisch interessante Studie mit Erlaubnis des Verfassers der Zeitschrift «Der Schweizer Rotarier», Nr. 3, 1965. *Die Redaktion*

In jedem Beruf und bei jeder Tätigkeit gibt es neben aller Technik und geistigen Durchdringung unwägbare Dinge, die dennoch oft von grösster Bedeutung sind. So ist es auch im militärischen Leben und erst recht im Krieg, wo es Vorgänge gibt, die in der nüchternen Berichterstattung der Generalstabswerke keinen Platz haben, die man nicht in Vorschriften pressen kann, viele Dinge sogar, über die man selten oder nie spricht. Ein solches Tabu ist auch das Verhalten des Soldaten in der Schlacht. Darüber gibt es eine sozusagen stillschweigende Vereinbarung über alle Zeiten und alle Armeen hinweg: Alle Soldaten sind Helden. Entweder haben sie gewonnen, dann sind sie ohnehin Helden. Oder sie haben verloren, dann deckt sie der grüne Rasen, und so sind sie gleichfalls Helden gewesen. Aber meistens ist es gar nicht der grüne Rasen, der sie deckt, und es sind durchaus nicht alle Helden. Die moderne Armee setzt sich zum überwiegenden Teil aus Menschen zusammen, die von einer Stunde zur anderen vom Pflug, aus der Werkstatt, aus dem Büro oder Amt, aus der Fürsorge ihrer Familie und der Sorge um ihre Familie, mit einem Wort, aus ihrem gesamten bisherigen Lebensbereich herausgerissen werden, um einer gänzlich anderen Tätigkeit in einem gänzlich anderen Umkreis nachzugehen, einer Tätigkeit, die zudem mit der Gefahr des eigenen Todes verknüpft ist. Und das sind eben durchaus nicht alle Helden. Die seelische Lage, in die der Mann versetzt wird, der so aus seinem Lebenskreis herausgerissen wird, kommt in besonders hohem Masse im ersten Gefecht zum Tragen, wie überhaupt

die gesamte Ausbildung und Erziehung des Soldaten im ersten Gefecht ihren Kulminationspunkt erreicht

Wenn ich im folgenden die Person in den Vordergrund stellen muss, so bitte ich, das nicht als unangemessene Unbescheidenheit anzusehen, sondern dem Willen zu einer wirklichkeitsgetreuen Berichterstattung zuzuschreiben.

Das erste Gefecht beginnt natürlich nicht mit dem ersten Schuss, der fällt, es beginnt weit früher, ja es beginnt eigentlich bereits in der Stunde, in der der Soldat aufgerufen wird, in den Krieg zu ziehen. Es würde natürlich zu weit führen, diese langsame Entwicklung zu schildern, zumal sie nicht allgemein gültig sein könnte, da sie abhängig ist von der besonderen Lage der eigenen Armee und aller Umstände überhaupt. Ich will daher zur Veranschaulichung nur kurz feststellen, dass meine Division nicht am Polenfeldzug teilgenommen hat, sondern am Westwall lag, wo bekanntlich nur der «drôle de guerre» stattfand. Zwar nahmen wir am Frankreichfeldzug teil, jedoch vermittelte auch dieser Feldzug keine wirkliche Kampferfahrung, da wir nicht auf einen Gegner trafen, der zum äussersten Widerstand entschlossen war. Zwar haben wir laut Wehrpass «Heldentaten» verrichtet, in Tat und Wahrheit aber waren wir auch nach dem Frankreichfeldzug immer noch keine erfahrenen Soldaten, deren Standhaftigkeit erprobt gewesen wäre. Wir hatten dann jedoch Zeit, die Leute ernsthaft auszubilden, modernst zu bewaffnen und auszurüsten und eine erstklassige Truppe zu schaffen.

Auch am Russlandfeldzug haben wir zunächst nicht teilgenommen, sondern wir wurden erst nach Russland verladen, als die erste Katastrophe der deutschen Armee bereits im Gange war. Sie werden sich erinnern: Die Heeresgruppe Mitte mit weit gedehnten Linien fast bis in die Vorstädte von Moskau vorgeprellt, mit erheblichen Ausfällen durch die langen Märsche und ebenso beträchtlichen blutigen Verlusten, mit schweren Ausfällen von Material nach sechsmonatigen Kämpfen, ohne Winterbekleidung, diese Heeresgruppe wurde nun von dem zu frühen Winter überrascht, der mit einer Härte hereinbrach, wie es auch in Russland nur alle hundert Jahre einmal vorkommt, und auf diese Truppe traf nun der Angriff der frisch herangeführten, voll für den Winterkrieg ausgerüsteten sibirischen Divisionen. So entstanden die riesigen Löcher in der Front, darunter der bekannte Suchinitschi-Bogen, also das Loch von Kaluga. Dorthinein wurden wir gefahren. Auch über den Transport will ich nicht sprechen, obwohl das natürlich schon zum engeren Thema gehört. Wir kamen also nach Bryansk, wo die umgenagelte deutsche Spur zu Ende war.

Wenn auch Nachrichten in der Armee sich schnell verbreiten, auch von Moskau quer durch Europa bis in die Bretagne, und sie zudem meist richtig sind, erfuhren wir doch erst jetzt die volle Wahrheit, vornehmlich zwei Dinge, dass es nämlich erstens eine eigentliche Front, so wie wir das gelernt hatten, gar nicht gab; denn der Winter war so hart bei Temperaturen von minus 35 und mehr Graden, dass sich keine Truppe längere Zeit im Freien aufhalten konnte, auch die Sibirier nicht. Die Truppe klammerte sich also an Ortschaften, sowie irgendwo die Schlacht oder das Gefecht zum Stehen kam, woraus dann eine völlig verfilzte Situation entstand. Zweitens hatten wir natürlich gedacht, dass die Armee, die Zweite Panzerarmee nämlich, glücklich sein würde, endlich einmal eine voll intakte Division in die Hand zu bekommen, um sie sozusagen als Korsettstange in diese löcherige Front einzuziehen, und dann würde man im Frühjahr weitersehen. Aber das war weit gefehlt. Die einzelnen Staffeln wurden so, wie sie ankamen, meistens direkt aus dem Zuge heraus, in den Angriff gehetzt. Das alles erregte natürlich ein ungutes Gefühl bei uns allen; denn es erschien fast unmöglich, bei dieser Kälte, wo alle Maschinenwaffen versagen mussten, und bei einer Schneehöhe, die im Gelände bis zu 1,50 m ging, einen erprobten, kampferfahrenen und wohlverschanzten Gegner angreifen zu sollen. Wir hatten jedenfalls das Gefühl, einer besonderen Lage gegenüberzustehen. Ich bin aber nachträglich der Ueberzeugung, dass das erste Gefecht immer einer besonderen Lage gleicht. Ohne Zweifel haben die deutschen Soldaten, die die Maginot-Linie angreifen mussten, das als eine besondere Lage angesehen, ebenso empfanden es sicherlich die alliierten Soldaten als ganz ungewöhnlich, in der Normandie landen zu müssen. Mit anderen Worten: Fast alle Soldaten werden die Lage vor dem ersten Gefecht durchweg als eine besondere ansehen und entsprechend von Zweifeln, Furcht oder Tollkühnheit gepackt, je nach Temperament. Das war das erste, was ich schildern wollte.

Wir wurden noch einmal für ein kurzes Stück auf der russischen Spur verladen und marschierten schliesslich nach einem Ort namens Chatkowo. Ich will auch diesen Marsch übergehen, aber es wird Ihnen einen gewissen Einblick in die Verhältnisse geben, zu hören, dass eine voll ausgebildete Truppe, die ohne Ausfälle und Murren leicht bis zu 75 km in 24 Stunden zu marschieren gewöhnt war, zu diesem Marsch von ganzen 17 km 26 Stunden benötigte, und das auf einer Strasse und ohne Feindeinwirkung. In Chatkowo befanden sich bereits der Regimentsstab und ein Bataillon, das nur kurz im Kampf gestanden hatte. Als wir dort ankamen, sehr erschöpft, empfingen wir unverzüglich den Angriffsbefehl auf das nächste in russischer Hand befindliche Dorf Klinzy, in dem sich laut Aufklärung zwei schwache russische Kompanien mit etwa hundert Mann befanden, und zwar in höchst einfacher Weise: zwei Bataillone rittlings der Strasse, eine Kompanie zur Abschirmung der linken Flanke gegen ein noch in russischem Besitz befindliches Dorf, ein weiteres Bataillon, das weit links von uns lag, sozusagen als «Horizontschleicher» angesetzt auf das hinter Klinzy liegende Städtchen Tschernichino, um es im Handstreich zu nehmen, mindestens aber jeden Zuzug nach Klinzy zu verhindern, ein Sandkastenspiel, tausendmal geübt, ohne jede Schwierigkeit. Mir aber schien es nicht so, mir erschien es im

Gegenteil als eine fast undurchführbare Sache, im tiefen Schnee, über eine völlig deckungslose Plaine hinweg, einen wohlverschanzten Gegner, der zudem im Warmen sass, angreifen zu sollen. Ich fragte also den Regimentskommandeur, ob man nicht den Angriff zwei Stunden vorverlegen könne, auf 5 Uhr, oder zurückverlegen auf die Zeit nach 15 Uhr, in die Dunkelheit nämlich. Die Antwort des Regimentskommandeurs war: «Wenn Sie sich in der Führung Ihrer Kompanie für diesen Angriff ablösen lassen wollen, so steht es Ihnen frei, zum Stabe zu treten.» Sie wissen, wie das ist, wenn man in einer Gemeinschaft von Männern, die irgendeine bestimmte Auffassung haben, etwas sagt, was ganz und gar daneben trifft. Dann tritt Schweigen ein, und es bildet sich ein Kreis um den Betreffenden, dessen Radius schnell und merkbar grösser wird, wie bei einem Aussätzigen etwa. So war es auch damals. Ich hatte natürlich völlig übersehen, dass wir ja unerprobte Offiziere waren, Offiziere jedenfalls, deren persönliche Tapferkeit noch nicht erwiesen war, und so wurde in dieser Lage jede Aeusserung nur auf diese eine Waage gelegt und nur mit diesem Masstab gemessen. Ich muss gestehen, dass ich in diesem Moment zum erstenmal feige geworden bin und natürlich nichts mehr gesagt habe, geschweige denn, dass ich auf der Vernunft beharrt hätte. Und ich muss ebenfalls gestehen, dass es mir in diesem Moment durchaus nicht mehr klar war, ob es wirklich nur die Vernunft war, die mir diese Frage eingegeben hatte, oder ob es nicht doch die Angst war. In diese gleiche Lage sind Offiziere immer wieder gekommen vor dem ersten Gefecht, und das war das zweite, was ich Ihnen schildern wollte.

Wir sind dann abmarschiert und erreichten pünktlich die Bereitstellungsräume, man gab seine Befehle, was alles sehr einfach war, siehe oben, eben ein Sandkastenspiel, und dann wurde es ein Viertel vor sieben, eine Viertelstunde vor Angriffsbeginn. Da aber passierte etwas Merkwürdiges. Da kam nämlich das Sprichwort zum Tragen, das wir alle kannten und das seit langer Zeit in der Armee gang und gäbe war, über das man aber nie richtig nachgedacht hatte, und dieses Sprichwort im typischen Jargon des Soldaten heisst: «Heldenblut sieht braun aus.» Plötzlich nämlich verschwanden die Soldaten, nicht alle natürlich, aber doch sehr viele, hinter einem Baum oder einem Strauch. Das war wirklich sehr merkwürdig für uns, wir wussten ja nichts von diesen Dingen, und es gab auch wirklich nicht den geringsten Grund zu irgendeiner Aufregung. Da war ein strahlender Wintermorgen, der Wald weiss verschneit, vor uns den Horizont begrenzend das Dorf Klinzy, aus dessen Schornsteinen der Rauch senkrecht in den klaren Himmel stieg — wahrscheinlich kochten dort die Russen ihr Frühstück —, kein Laut war zu hören, und dennoch passierte das. Warum? Offensichtlich, weil sich die Phantasie der Männer mit dem kommenden Angriff beschäftigte, und allein der Gedanke daran, dass dieses Gefecht vielleicht zum eigenen Tode führen könne, hat eine Revolte in den unteren Regionen des Bauches bewirkt. Die Herren Mediziner werden das sicher besser erklären können, für den Laien ist es einfach der Instinkt eines gesunden Körpers, der sich widersetzt, auch nur an den Tod zu denken. Das ist später immer wieder passiert, nur da wusste man das. So aber, vor dem ersten Gefecht, hat sich jedermann in den Grund seiner Seele hinein geschämt und hat später diese Scham durch doppelte Tapferkeit sozusagen überkompensiert, was selbstverständlich zu unnötigen Verlusten führen muss. Das war das dritte, was ich Ihnen schildern wollte, und man sollte vielleicht daraus die Nutzanwendung ziehen, den Soldaten in geeigneter Form auf solche Dinge hinzuweisen.

Es ergab sich dann noch eine weitere Frage, allerdings nur für die Offiziere, insbesondere die Einheitsführer, die Frage nämlich, wo der Offizier seinen Platz nehmen sollte. Das ist natürlich eine ganz einfache Frage; denn darüber gibt es Vorschriften, und ausserdem sagt einem der gesunde Menschenverstand, dass der Platz des Führers etwa in der Mitte der Einheit ist, dort, wo er nach allen Seiten die kürzeste Verbindung hat. Aber so einfach ist es eben im ersten Gefecht nicht. Da hat man nun eine lange Zeit, in diesem Fall zwei Jahre, die Soldaten ausgebildet, und zwar zum Teil mit Härte, weil das notwendig ist. Man hat anomale Anstrengungen verlangt, zum Teil mit Härte, weil das notwendig ist. Der Kompaniechef hatte in der deutschen Armee eine beträchtliche Strafgewalt. Davon hat er Gebrauch gemacht, zum Teil mit Strenge, zur Aufrechterhaltung der Disziplin, zumal in einem fremden Land. Und schliesslich und vor allen Dingen hat der Offizier immer und in jedem Falle vor der Front gestanden. Jetzt aber, im ersten Gefecht, wo es also zum erstenmal um Leben und Tod ging, da sollte er sozusagen hinter der Front stehen, weniger der Gefahr ausgesetzt. Mindestens sah das so aus. Am Ende dieser Gedankenkette stand fast immer, und so auch bei mir, der Entschluss, in diesem ersten Gefecht von vorn zu führen. Das war das vierte, was ich berichten wollte.

Wir sind dann ganz pünktlich aus dem Wald herausgetreten, alle erregt, voll gespannter Erwartung und ohne Zweifel des besten Willens. Machen konnten wir allerdings nichts, denn in diesem meist bauchtiefen Schnee konnte man nicht laufen, sondern nur mühsam waten. So passierte nichts, wirklich gar nichts. Das friedliche Bild des Wintermorgens blieb unverändert, nur dass sich das weite Schneefeld mit dunklen Punkten füllte. Als das so eine Viertelstunde gegangen war, keimte natürlich die Hoffnung auf, dass der Feind geräumt habe, angesichts der Uebermacht oder aus welchen Gründen auch immer. Auch das ist typisch für das erste Gefecht, für unerprobte Soldaten und Führer, und das ist etwas sehr Falsches. Wenn der weitere Verlauf diese Hoffnung dann Lügen straft, wenn die erste gutwillige Anspannung einer gewissen Erschlaffung Platz macht und ein neuer moralischer Start sozusagen genommen werden muss, erwächst daraus leicht eine beträchtliche De-

pression, und ich möchte daran eine allgemeine Bemerkung knüpfen. In jedem Kriege gibt es seit eh und je Propaganda, und das muss wohl so sein. Diese Propaganda beschäftigt sich aber auch mit dem gegnerischen Soldaten und pflegt ihn in der neueren Zeit herabzusetzen, wie man es zum Beispiel noch jetzt in fast allen amerikanischen Kriegsfilmen ganz typisch sehen kann. So sieht man immer wieder den deutschen Soldaten dargestellt als einen meist etwas ältlichen Mann, der dick ist, zudem furchtbar dumm, und vielleicht noch brutal. So ähnlich pflegte die deutsche Propaganda auch den russischen Soldaten, den «Iwan», darzustellen. Ich glaube, dass das ganz falsch ist. Man sollte in diesem Punkt der Wahrheit die Ehre geben, das heisst den Gegner darstellen, wie er wirklich ist, als einen Soldaten nämlich, der gut ausgebildet und ein zäher Kämpfer ist und der, wie jeder andere Soldat auch, seine beschworene Pflicht seinem Lande gegenüber tut. Dann blieben manche Enttäuschungen erspart, und manche Pannen würden vermieden. Das war das fünfte, was ich schildern wollte.

Als wir schliesslich auf etwa 300 m an das Dorf herangewatet waren, begann das Feuer, und ganz natürlich begann es nicht früher, denn die Russen wussten sehr wohl, dass wir ihnen auf diesem freien Schneefeld gar nicht entgehen konnten. Sehr bald bekam der erste Mann nicht weit von mir einen Schuss, fiel um und schrie. Ich kann nur sagen: Wie vom Blitz getroffen lag die ganze Kompanie im Schnee, einfach verschwunden, und ebenso die Nachbarkompanie. Das war der Moment, und ich will gleich hinzufügen, der einzige Moment, wo sich wahrscheinlich die Führung von vorn gelohnt hat; denn was in diesem kritischen Augenblick der gebrüllte Befehl vielleicht nicht vermocht hätte, das vermochte das Beispiel des weiterwatenden Offiziers. So ermannten sich die Leute, das Gefecht kam in Gang, sehr spärlich von unserer Seite, da man bei dieser Kälte und in dem tiefen Schnee kaum die Waffen verwenden konnte, aber immerhin konnte man auf der nach kurzer Zeit erreichten kleinen Anhöhe, wo der Schnee etwas weggeblasen war, sich besser bewegen, zwar nicht laufen, aber doch sozusagen springen. Ich erreichte trotz allem das erste Haus, nur um zu meinem Entsetzen festzustellen, dass es sich gar nicht um das Dorf handelte, sondern um eine Reihe vorgelagerter Scheunen. In diesem Augenblick fiel natürlich jeder Mut von mir ab. Wenn man schon einmal, fast völlig wehrlos, einige 300 m das feindliche Feuer unterlaufen hat und davongekommen ist, dann möchte man es nicht noch einmal versuchen. Ich sprang in ein Schneeloch, erschöpft, ausser Atem, und blieb dort. Wenige Sekunden später kam der erste Melder und erhielt noch im Fallen einen Brustschuss. Das ist ja nichts Erwähnenswertes eigentlich, aber das erstemal ist es doch sehr deprimierend. Das sind ja keine kranken Leute, die, schon geschwächt, im Bett liegen und dem Tode nicht mehr grossen Widerstand entgegensetzen, ihn vielleicht sogar erwarten, sondern das sind junge Leute von bester Gesundheit, voll trainiert, die nun von einem Moment zum anderen sterben sollen. Und das will der Körper nicht, er empört sich einfach, und das ist ein sehr deprimierender Anblick. Später weiss man das, und man weiss auch, was zu tun und zu sagen ist, aber im ersten Gefecht ist das neu und überraschend, dieser Heldentod, der nichts mit den üblichen Lesebuchschilderungen zu tun hat. Und dann kam sehr schnell der zweite Melder, ein junger Soldat von 18 Jahren, ebenso ausser Atem wie ich, sprang in das Loch und keuchte hervor, nachdem er mich gross angesehen hatte: «Herr Oberleutnant, wir sollen doch angreifen!» Nun, ich weiss ja nicht, was Sie in diesem Moment und in dieser Lage getan hätten, aber ich bin ziemlich sicher, Sie hätten dasselbe getan wie ich. Sie hätten sich nämlich nicht von einem jungen Soldaten an Ihre Pflicht und Tapferkeit mahnen lassen. So habe ich dann einige Befehle gebrüllt, die natürlich in dem Gefechtslärm untergingen, und bin aufgesprungen. Das war das sechste, was ich festhalten wollte.

In der Tat habe ich dann unverletzt das erste Haus der vor mir liegenden langen Reihe erreicht, trat die Tür ein, im gleichen Augenblick fiel der junge Melder, und ich war allein mit einem Panjepferdchen, ziemlich ausser mir vor Erschöpfung, Erregung und natürlich Angst. Wenn man jung ist, erholt man sich schnell, und wenn die körperliche Erschöpfung weicht, kommt die Spannkraft wieder, und auch der Verstand beginnt wieder zu arbeiten. Das erste, was ich dann gedacht habe, war: «Was ist nun eigentlich meine Pflicht?» Heraus konnte ich wirklich nicht mehr, das war unmöglich. So habe ich meine Mittel überprüft. Sie bestanden aus einer Maschinenpistole ohne Munition und dem Gewehr des Melders mit sieben Schuss. Es wäre nun ohne Zweifel meine Pflicht gewesen, mit diesen sieben Schuss sechs oder sieben Russen zu töten, die da auf der Strasse auf und ab liefen. Auf eine Entfernung von 10 bis 20 m kann man einen Menschen nicht fehlen, und dann hätten sie mich natürlich totgeschlagen. Bis jetzt hatten sie mich offensichtlich nicht bemerkt. Soweit ist dann weder meine Tapferkeit noch mein Pflichtbewusstsein gegangen. Das war das siebente, das ich schildern wollte, und auch hieran möchte ich eine Bemerkung knüpfen. Schon der letzte Krieg war ein Krieg des einzelnen, schwerbewaffneten Mannes, und das wird erst recht in einem zukünftigen Kriege der Fall sein. Es ist aber sehr schwer, ein Held zu sein, wenn man allein ist. Das eigene Gewissen ohne alle Zuschauer ist sehr viel leichter zu beschwichtigen, und das Ergebnis seiner Wahl zwischen voraussichtlichem Tod und erfüllter Pflicht ist kaum zweifelhaft. Es ist jedenfalls sehr viel leichter, unter den Kameraden ein tapferer Mann zu sein, denn die Oeffentlichkeit, unter deren Augen man handelt, übt einen starken Zwang aus. Man sollte sich daher vom Einzelkämpfer nicht allzuviel versprechen, sondern besorgt sein, dass die kleinste kämpferische Einheit nicht unter zwei Männer absinkt.

Das Gefecht war inzwischen völlig erstorben. Nur ein russisches MG bestrich regelmässig die Strasse, um jede Bewegung zu ersticken, so dass mir also kaum etwas anderes blieb, als mich zu verbergen und die Dunkelheit abzuwarten, sofern nicht etwas anderes passieren würde. Nach längerer Zeit kam das Gefecht wieder in Bewegung. Man hatte die Reservekompanie ohne Rücksicht auf die Flanke nun auch eingesetzt, und die überraschten Russen räumten. In diesem Augenblick bin ich natürlich gegangen, meine Kompanie zu suchen und zu sammeln, nunmehr voller Zorn über diese Leute, die man ausgebildet hatte, die so zuverlässig erschienen und die mich nun im ersten Gefecht im Stich gelassen hatten. So bin ich denn die gleiche Furche, die ich Stunden vorher in den Schnee gezogen hatte, zurückgegangen — und da lagen sie alle, die drei Zugführer, die Mehrzahl der Unteroffiziere, insgesamt 62 Mann von den 123, mit denen ich am Morgen ausgezogen war, tot oder im Sterben. Sie hatten mich keineswegs im Stich gelassen, sondern ganz im Gegenteil, wie waren blindlings ihrem Chef gefolgt. Ich muss mir ersparen, Ihnen meine Gefühle zu schildern, aber das Fazit will ich Ihnen nicht vorenthalten. In jenem Dorf befanden sich nicht zwei schwache russische Kompanien, wie die Aufklärung ergeben hatte, es waren nur genau 35 Mann. Ich habe stundenlang Zeit gehabt, sie zu beobachten und zu zählen. Sie besassen ein Geschütz, mit dem sie Schrapnells wie 1870 auf uns geschossen haben, sie besassen ein deutsches Beute-MG, eine sehr gute Waffe, zwei russische MGs, keine sehr gute Waffe, einen Granatwerfer und jeder Mann eine Maschinenpistole, eine immerhin ganz beträchtliche Feuerkraft auf einer Breite von etwa 250 m, aber eben nur 35 Mann. Sie hinterliessen 12 Tote, alle auf dem Rückzug gefallen, und sie mögen einige Leichtverletzte mitgenommen haben. Unsere Verluste betrugen weit über 200 Mann, wirklich ein erschütterndes Ergebnis. Zwar war der Ruf der Infanterie und der Ruf des Regiments gewahrt, aber um welchen Preis! Es ist natürlich ganz uninteressant, von dem Untergang zweier namenloser Bataillone in den Schneefeldern vor Suchinitschi zu sprechen. Es gibt grössere Beispiele. Das bedeutendste mir bekannte ist der Untergang der deutschen Freiwilligenregimenter im November 1914 vor Langemarck, wo diese Freiwilligen unter Absingen des Deutschlandliedes in die Maschinengewehre der englischen Berufssoldaten stürmten und dort in zwei Tagen zu Tausenden gefallen sind. Von dem menschlichen Aspekt ist hier nicht die Rede, aber der militärische Aspekt ist mindestens der, dass dort ein wesentlicher Teil des Führernachwuchses gefallen ist, da es sich zum grossen Teil um Studenten, auf jeden Fall um junge Leute gehandelt hat, ein Verlust, der kaum wieder wettzumachen war.

Man fragt sich, wie das kommt; denn immer wieder sind diese gleichen Erscheinungen bei unerprobten Truppen vorgekommen, selbst dann, wenn wir versucht haben, sie besser anzuleiten. Es muss nämlich durchaus nicht so sein, wie ich Ihnen an einem schlagenden Beispiel darlegen kann. Das gleiche Dorf Klinzy haben wir während einer der grossen russischen Offensiven noch einmal erstürmen müssen im Frühjahr 1942. Aber diesmal war es anders, diesmal waren wirklich Hunderte von Russen in dem Dorf, und die besassen sieben Panzer, darunter zwei T 34, die modernste Waffe, die es gab. Wir aber waren nur zwei Offiziere und eine Handvoll Soldaten, 50 oder 60 Mann. Dennoch haben wir die Russen in einem Nachtgefecht hinausgeworfen, und sie mussten sogar ihre Panzer stehen lassen, mit Ausnahme der T 34. Ich will nicht sagen, dass es spielend ging, aber wir hatten nicht einmal einen Toten, nur einige wenige Verletzte. Warum? Weil es erprobte Soldaten waren, von denen keiner, kein Offizier und kein Mann, auch nur im geringsten wünschte, als tapferer Mann zu erscheinen, geschweige denn als Held. Sie wollten lediglich einen notwendigen Auftrag sachgemäss ausführen.

Bevor ich zu den Schlussfolgerungen komme, will ich einen Einwand vorwegnehmen, den mir jeder machen wird, dass man nämlich taktisch und ganz allgemein anders hätte handeln können und müssen. Ich habe Ihnen aber nicht gesagt — und das alles wussten wir damals auch nicht —, dass die Strasse, die unter dem Schnee wie ein Trampelpfad aussah, eine der grossen Strassen von Bryansk nach Kaluga war, dass wenige Kilometer weiter links die grosse Eisenbahnlinie von Bryansk über Kaluga nach Moskau führte, dass die Shisdra ein ziemlich grosser Fluss ist, dass Klinzy sozusagen festungsartig und überhöhend den Uebergang über die Shisdra deckte, und zwar kurz vor dem Zusammenfluss mit der Resseta, von der wir gar nichts gesehen hatten, dass die Shisdra-Linie von erheblicher Bedeutung war und in der Tat gegen alle Angriffe bis zum Sommer 1943 gehalten worden ist. Sie finden die Shisdra und Tschernichino auf jeder Karte Russlands, auch im Masstab 1 : 2 000 000. Wir wussten nicht, dass die Armee klar erkannt hatte, dass auch die Russen angeschlagen waren, dass sie unter ebendenselben Schwierigkeiten wie wir Reserven heranführten, dass es also darauf ankam, jede nur verfügbare Truppe ins Gefecht zu werfen, und zwar ohne jeden Zeitverlust, dass auch die Nachbardivisionen in schwerstem Kampf standen, so dass gar keine Möglichkeit bestand, anders zu verfahren. Ich will damit nur zum Ausdruck bringen, dass der Soldat und der Offizier Vertrauen in die Massnahmen der Führung haben müssen, woraus der unbedingte Gehorsam folgt, ohne den keine Armee der Welt bestehen kann.

Was aber ist es dann, woraus solche Ergebnisse folgen?

Ich habe versucht, Ihnen über einige Stationen hinweg die Entwicklung dieser Gefühls- und Gedankenkette zu schildern, wie sie für das erste Gefecht typisch ist, wie sie fast zwangsläufig ist, wie sie immer wieder vorkam und zu gleichen Ergebnissen führte. Es muss tiefere Gründe geben, auf denen diese Gefühls- und Gedankenkette beruht, und ich glaube auch, sie zu kennen. Es ist, so erstaunlich das klingen mag, die alte Lineartaktik. Sicher, diese Lineartaktik, die jahr-

hundertelang die Schlachtfelder Europas beherrscht hat, ist längst gestorben. Aber der Geist, der hinter dieser Taktik stand, einer Taktik, die die minuziöse Bewegung geschlossener Formationen in direktem feindlichem Feuer aus nächster Entfernung verlangte und damit besondere Tapferkeit zur Voraussetzung machte, dieser Geist ist immer noch lebendig in dem Bilde, das die Phantasie vom Offizier malt, dem Image sozusagen des Offiziers, den man immer sieht, möglichst zehn Schritt vor der Front, sich mit gezogenem Degen in die feindliche Stellung stürzend. Wie tief dieses Bild im Denken verwurzelt ist, mögen Sie daraus erkennen, dass man heute an vielen Kiosken in Deutschland ganz unten in der Ecke kleine Heftchen mit Kriegsabenteuern findet, Dreigroschenhefte, so wie man früher Pinkerton und seine Detektive kaufte, alle mit einem bunten Umschlag, und auf diesem Umschlag sehen Sie in aller Regel einen Soldaten oder einen Offizier, der sich gerade mit abgezogener Handgranate oder mit gezückter Pistole hochaufgerichtet in die feindliche Stellung stürzt. Und dieses Bild ist eben völlig falsch, es passt nicht mehr in die heutige Zeit, es passt schon lange nicht mehr. Aber es ist dennoch vorhanden. Das Bild des heutigen Offiziers sollte vielmehr so aussehen: Es muss ein Mann sein, der genauso im Gelände verschwindet wie jeder Soldat, der aber dennoch hervorragt wegen seiner Beherrschung der Technik, wegen seiner Kenntnisse, wegen seiner Umsicht, wegen seiner Besonnenheit, wegen seines Charakters, und der so die Truppe anleitet, führt und, wenn es wirklich einmal gar nicht anders geht, auch anführt. Dazu ist allerdings notwendig, dass der Offizier auch selbst von vornherein weiss, dass er ein genauso tapferer Mann ist wie jeder andere auch, dass er seine Tapferkeit nicht im ersten Gefecht unter Beweis stellen muss, was immer wieder zu den furchtbaren Verlusten, insbesondere auch an Offizieren, in den ersten Kriegsmonaten geführt hat. Ich glaube, dass es gerade in der Schweiz, wo Einheitsführer und Einheit lange Zeit im Frieden zusammenbleiben, wo der Offizier auch ausserhalb des Dienstes in seiner zivilen Tätigkeit bekannt ist und vielleicht sogar Freundschaften bestehen, besonders gute Möglichkeiten gibt, dieses Bild des Offiziers moderner Prägung herzustellen und in der Praxis des Dienstes zu verwirklichen und das notwendige Vertrauen bereits im Frieden zu schaffen.

Dennoch hoffe ich, dass dieser Erfahrungsbericht reine Theorie bleibt und man solche Erfahrungen in Zukunft nicht mehr benötigt.

Das deutsche Gesetz über das Zivilschutzkorps in Kraft

Am 18. August 1965 ist das Gesetz über das Zivilschutzkorps als erstes der Gesetze aus dem sogenannten Notstandspaket, die der Bundestag gegen Schluss der Legislaturperiode verabschiedet hat, in Kraft getreten.

Das Zivilschutzkorps ist eine in der Bundesrepublik Deutschland neuartige Einrichtung. Seine Aufgabe wäre im Verteidigungsfall der Schutz der Zivilbevölkerung gegen die Auswirkungen von Kriegshandlungen. Entsprechend den Entwicklungen bei den militärischen Waffen ist die Gefährdung der Zivilbevölkerung grösser geworden. Der Zweite Weltkrieg und die Kriege seit seinem Ende zeigen das deutlich genug. Die Aufgabe des früheren Luftschutzes hat sich darum ausgeweitet. Es müssen weitere, noch besser geschulte, modern ausgerüstete und mobile Kräfte bereitgestellt werden.

Diese Ueberlegung vor allem liegt dem Gesetz über das Zivilschutzkorps zugrunde. Auch in einem Verteidigungsfall würden zunächst die friedensmässig vorhandenen Kräfte zur Bekämpfung derartiger Gefahren, wie u. a. die Feuerwehr, das Technische Hilfswerk oder das Deutsche Rote Kreuz, zum Einsatz kommen. Es lässt sich aber unschwer voraussehen, dass die örtlichen oder aus der näheren Umgebung herbeizuziehenden Kräfte bei grösseren Schadensfällen nicht ausreichen würden. Schon bei Katastrophen, die einen nicht besonders grossen Teil des Bundesgebiets im Frieden treffen, ist Hilfe von aussen nötig. Die Bundeswehr und der Bundesgrenzschutz, die etwa bei den letzten Hochwasserkatastrophen eingesetzt wurden, stünden im Verteidigungsfall dafür nicht zur Verfügung.

Das Zivilschutzkorps soll darum diese Hilfe von aussen bringen. Es wird an die Punkte herangebracht werden, bei denen nach der Schwere der Schäden zusätzliche Hilfe notwendig ist.

Die dem Zivilschutzkorps bestimmten Aufgaben bedingen moderne und hochwertige Ausrüstung, vor allem aber voll taugliche, gut ausgebildete und erfahrene Menschen. Das Zivilschutzkorps wird sich daher in seiner Masse aus Wehrpflichtigen zusammensetzen, die statt bei der Bundeswehr in diesem Verband Dienst leisten. Die Grundausbildung wird nach dem Gesetzentwurf vier Monate dauern, dazu kommen Uebungen von insgesamt acht (Mannschaften) oder zwölf (Unterführer und Führer) Monaten Dauer. Gerade die Uebungen werden von besonderer Bedeutung sein, weil sie in der Regel in dem Verband abgeleistet werden, mit dem der Angehörige des Zivilschutzkorps auch zum Einsatz käme. Nach der Grundausbildung wird der Angehörige des Zivilschutzkorps seine persönliche Ausrüstung mitbekommen und in seiner Wohnung aufbewahren. Dienstversammlungen der Einheiten werden für einen Zusammenhalt der Verbände sorgen, und es wird Aufgabe der Einheitsführer sein, den Angehörigen der Einheiten des Zivilschutzkorps das Gefühl der Verbundenheit und die Beziehung zu ihrer Aufgabe zu vermitteln.